



PROJECT MUSE®

Sammeln - Exzerpte - Konstellation. Jean Pauls literarische
Kombinatorik

Andrea Krauss

Monatshefte, Volume 105, Number 2, Summer 2013, pp. 201-224 (Article)

Published by University of Wisconsin Press

DOI: <https://doi.org/10.1353/mon.2013.0057>



➔ *For additional information about this article*

<https://muse.jhu.edu/article/510044>

Correction:

Due to an error, the original article page range (291–314) was incorrect. The correct pagination is 201–224. [Click here for the corrected PDF.](#)

Sammeln – Exzerpte – Konstellation. Jean Pauls literarische Kombinatorik

ANDREA KRAUSS
Johns Hopkins University

Leser der Texte Jean Pauls verwickeln sich in ein kompliziertes intertextuelles Netzwerk, treffen sie doch auf eine Schreibpraxis, die diskursive Materialien auf vielfältige und äußerst komplexe Weise aufnimmt, umschreibt und weiter verarbeitet. Das hat Folgen für die Lektüre: Im weiten Bogen zwischen entlegener Anspielung und markiertem Zitat gerät die Vorstellung überschaubarer Bedeutungen ins Wanken und damit eine Verstehensbewegung, die Jean Pauls opulente Romane im dialektischen Wechselspiel von Teil und Ganzem zu erschließen sucht. Dass dieses Verstehensproblem nicht allein heutige Leser, die von Jean Pauls Wissensströmen zu weit entfernt wären, sondern bereits die zeitgenössischen durchaus peinigte, offenbart der Kommentar eines Rezensenten anlässlich des 1796 erschienenen Romans: *Siebenkäs. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel*. Der Rezensent merkt an:

Was denkt sich endlich der Verfasser, daß er den Stoff zu seinen witzigen Gedanken von allen vier Enden der Welt, aus allen drei Reichen der Natur, Physik und Chemie zusammentreibt, und jeden Leser, der nicht ausgebreitete Erudition besitzt, eine Reihe von philosophischen, physischen, historischen Dictionnairs an der Hand zu haben nötigt, um seine Anspielungen zu verstehen? (Sprengel 12)

Weder der Befund noch die hermeneutische Wegleitung sind von der Hand zu weisen, und sie legitimieren sich nicht zuletzt mit Blick auf Jean Pauls eigene Lese- und Schreibgewohnheiten: Nachschlagewerke und Enzyklopädien gehörten zu seinen Lieblingslektüren. Diese Lektüren verknüpften sich mit ausgedehnten Niederschriften, indem Jean Paul bestimmte Lesefrüchte auswählte, akribisch sammelte und in sogenannte ‚Exzerpthefte‘ eintrug. Zwischen 1778 und 1825 hat er auf diese Weise über 12.000 Manuskriptseiten beschrieben und mehr als 100 Exzerpthefte angelegt. Sie befinden sich heute

in der Staatsbibliothek Berlin und liegen seit kurzem in einer durch Mitarbeiter der Arbeitsstelle Jean-Paul-Edition am Institut für Deutsche Philologie der Universität Würzburg betreuten digitalen Edition in vollständiger Fassung vor (Jean Paul, *Exzerpte*). An eine Buchpublikation war angesichts der Materialfülle nicht zu denken, hätte doch eine „Veröffentlichung in gedruckter Form unter Verzicht auf jegliche Kommentierung etwa acht bis zehn jeweils tausendseitige Bände erfordert“ (Will, *Edition* 173).

I

Die im Umfeld der digitalen Edition entstandenen Forschungsbeiträge entwerfen durchgehend eine Deutungsperspektive, die den Ratschlägen unseres Rezensenten ähnlich ist. Sie begreifen die Exzerptheft als Kondensat eines enzyklopädischen Lektürepensums, das wertvolle bibliographische Hinweise liefert und damit jene Quellen, auf die hin Jean Pauls gelehrte Anspielungen, Bildungs-Zitate oder polyhistorische Fußnoten in seinen literarischen Texten zu beziehen sind. Die Exzerpt-Konvolute gewinnen entsprechend ihre Relevanz als „Materialspeicher“ (169) und Keimzelle der literarischen Weiterverarbeitung; bedeutsam werden sie insbesondere für zukünftige historisch-kritische Editionen, die am Leitfaden der digital erschlossenen Exzerpte zur detailgenauen und umfassenden Kommentierung vorzustößen vermögen. Michael Will, Projektleiter der digitalen Edition, bringt es auf den Punkt:

Die elektronische Edition der Exzerptheft soll den derzeitigen und zukünftigen Bearbeiterinnen und Bearbeitern der neuen Jean-Paul-Ausgabe auf Knopfdruck Auskunft darüber geben, welche Stichwörter, Wortbruchstücke, Personen- und Ortsnamen wo, wann und wie oft in den Exzerptheften vorkommen. Für die Kommentierung der teilweise sehr vertrackten Vergleiche und Anspielungen in Jean Pauls Werken ist dies eine unverzichtbare Hilfe. Die Rekonstruktion der Gedankengänge des Autors und das Nachvollziehen seiner gelegentlich sehr sprunghaften Assoziationen stellten schon für zeitgenössische Leser ein Problem dar und sind heute selbst von den beschlagensten Jean-Paul-Experten ohne Hilfestellung nicht mehr zu bewältigen. (174–75)

Aus editionsphilologischer Sicht ist dagegen wenig einzuwenden. Und wer Jean Pauls Texte zu lesen beginnt, erfährt zweifelsohne die Not des hilfesu-chenden Lesers und die Segnungen eines Anmerkungsapparates, der den barock anmutenden Anspielungsreichtum zu ergründen verspricht. Allein, die so naheliegenden Rekonstruktionen sehen sich mit Schwierigkeiten konfrontiert, die in der besonderen Organisation und Darstellungsweise der Exzerpte gründen. Diese nämlich entfalten eine Dynamik, die einfache Ableitungen oder Entwicklungsschritte zwischen Exzerpt und literarischem Text subtil umlenken, wenn nicht gar blockieren. Ein Blick auf die heterogene, sich diskontinuierlich wandelnde Erscheinungsform der Exzerptheft ist in diesem Zusammenhang erhellend.

Die früh entstandenen Exzerpte der Jahre 1778–1781 entstehen unter der Bezeichnung *Verschiedenes aus den neuesten Schriften* und reflektieren Jean Pauls jugendliches Interesse an der Theologie und seine Ausrichtung auf ein entsprechendes Studium. Die Exzerpte dort halten sich eng an den Wortlaut des exzerpierten Textes, indem sie ihn ausführlich zusammenfassen oder zitieren und mit genauen bibliographischen Quellenangaben ausstatten. Nach 1782, die Jahreszahl wird gemeinhin mit Jean Pauls Hinwendung zur literarischen Schriftstellerei in Verbindung gebracht, ändert sich das Exzerpverfahren markant. Jean Paul hält sich kaum noch an den vorgegebenen Wortlaut, sondern reformuliert das Gelesene, kürzt und verdichtet es radikal und versieht es lediglich mit knappen, häufig unvollständigen Quellennachweisen oder lässt bibliographische Nachweise gänzlich weg. Gleichzeitig erweitern sich Jean Pauls thematische Interessen und umfassen nun Gebiete wie Natur- und Kirchengeschichte, Philosophie, Astronomie, Medizin, Geographie und Mythologie, deren Kenntnis er sich aus Monographien und Lexika, Enzyklopädien, Reiseberichten, Almanachen, Zeitschriften und Zeitungen aneignet. Literarische Werke bleiben die Ausnahme, mehr als 95 % des exzerpierten Materials stammt aus Werken der Sachliteratur (vgl. Will, *Edition* 168–73; Will, (*Un*)ordnung 71, 79, 84).

Die immer weiter anwachsende Menge der Exzerpte verteilt sich auf insgesamt 6 Reihen. Neben den schon genannten Jugendexzerpten trägt eine zweite, die umfangreichste Reihe den Titel *Geschichte*, die dritte Reihe erhält keinen Titel, die vierte ist dominiert von der Unter-Reihe *Geographie*, die fünfte Reihe widmet sich dem Thema *Natur*. Die sechste Reihe sammelt thematisch *Verschiedenes* und trägt diesen Umstand im Titel: Die sogenannten *Bemerkungen verschiedener Autoren* gruppieren Exzerpte aus mehreren, höchst heterogenen Wissensgebieten, die „nicht selten von Eintrag zu Eintrag wechseln“ (Straub 3). Einen größeren Teil der Exzerpte, jene zwischen 1782 und 1803, versieht Jean Paul mit einem ausführlichen Register, das die Fülle der Einträge anhand von 162 alphabetisch geordneten Stichworten erschließt. Angesichts solcher Ordnungsbemühungen ist umso bemerkenswerter, dass in vielen Fällen kaum nachvollziehbar ist, warum manche Exzerpte in dieser und nicht einer anderen Reihe abgelegt wurden (vgl. Will, (*Un*)ordnung 88). Ohnehin ist auffällig, dass die Zusammensetzung der Exzerpte auch innerhalb der thematisch gegliederten Reihen durchaus inkohärent und unsystematisch ausfällt: Auf „einer einzigen Exzerptseite“ finden sich Einträge „aus den unterschiedlichsten Wissensgebieten“. Exzerpte im Themenfeld *Geschichte* stammen beispielsweise aus „Geographie, Medizin, Kunstgeschichte und anderen Disziplinen“ (89), so dass Unterscheidungen zwischen den Reihen als Unterschiede innerhalb einzelner Reihen wieder auftauchen. Das Ordnungsprinzip ‚Geschichte‘, so könnte man sagen, indiziert Wissensgeschichte im umfassenden Sinn, und zwar eine Wissensgeschichte, die sich im Modus heterogen kombinierter Mannigfaltigkeit, auch im Modus inszenierter Paradoxie darstellt.

Interpreten des Materials haben diese Präsentationsform von Wissen im Spannungsfeld zwischen rhetorisch-poetischer *inventio* im Stile der barocken (polyhistorischen) Wissenskultur und alphabetisch (arbiträr) organisierter Enzyklopädie situiert. Sie machen darüber hinaus das dynamisierende Moment des *Spiels* und in diesem kombinatorischen Spiel die Produktivität des *Zufalls* namhaft (vgl. Müller, *Privatenzyklopädie* 75–76; Schmidt-Hanissa 40–41; Menke, *Ein-Fälle* 297–99). Jean Paul selbst bietet diese Konzepte an und bringt sie zusätzlich mit dem *Sammeln* in Verbindung:

Es wäre [...] die Frage, ob nicht eine Sammlung von Aufsätzen nützte und gefiele, worin Ideen aus allen Wissenschaften ohne bestimmtes gerades Ziel – weder ein künstlerisches noch wissenschaftliches – sich nicht wie Gifte, sondern wie Karten mischten und folglich, ähnlich dem Lessingschen geistigen Würfeln, dem etwas eintrügen, der durch *Spiele zu gewinnen* wüsste; was aber die Sammlung anlangt, so hab' ich sie und vermehre sie täglich [...]. (SW I.5: 202–03, Fußnote)

Im Zuge genau dieser Kombinatorik, die *spielerische Sammlung* offenbar deshalb heißt, weil sie *weder* literarisch *noch* wissenschaftlich verfährt, hebt sich aber Jean Pauls Exzerptverfahren vom barocken Aufschreibesystem ab: Nicht die gelehrte Aufbereitung und Zirkulation topologisch geordneter Wissens-Realien, sondern deren unvorhersehbare „Verknüpfung und Rekontextualisierung“ (Schmidt-Hanissa 40) steht im Vordergrund der aleatorischen Wissensverarbeitung. Jean Pauls Anspielung auf das „geistige Würfeln“ Lessings gewinnt in einer Bemerkung Moses Mendelssohns zusätzliche Kontur. Lessing, so Mendelssohn, hatte die Gewohnheit, „in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte“ (SW I.5: 1221). Dieses launige Prinzip aktualisiert die heterogenen Paarungskräfte des Witzes¹ und damit jenes Verfahren, das der eingangs genannte Rezensent des *Siebenkäs* in Jean Pauls Romanen, seiner „Poesie der entfernten Ähnlichkeiten“ (Müller, *Codierung* 91), zur Blüte getrieben sieht.

Im Witz teilen sich folglich Exzerpthefte und literarische Texte das kombinatorische Verfahren ihrer Konstitution, und zwar in einem Witz, der plan- und ziellos disparate Wissensselemente zusammenstellt, ohne vorab zu wissen, welche Effekte im Zuge der Paarung ‚geboren‘ werden. Mendelssohns Hinweis auf Lessing exponiert in diesem Zusammenhang eine interessante epistemologische Unschärfe: Was nämlich Lessing nachträglich zu sehen vermag, was im witzigen Produkt des Kombinierens ex post vor Augen tritt, lässt sich ja kaum eindeutig einem bestimmten Beobachter zuweisen. Mendelssohn schreibt: „Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen.“ Das Hin- und Herwürfeln der Ideen erzeugt demnach eine Anordnung, in der sich seltsam ursprungslos

„ganz sonderbare Betrachtungen“ wie von selbst einstellen; Betrachtungen also, die vielleicht aus der Sicht des würfelnden Subjekts sonderbar erscheinen. Betrachtungen aber auch, in denen nicht notwendig dieses Subjekt, sondern die überraschend kombinierten Elemente *sich wechselseitig* in ihren Differenzen wie plötzlich erzeugten Kopplungen betrachten.

II

Wie aber ließe sich – vor dem Hintergrund einer so weiträumig agierenden witzigen Produktivität – das Verhältnis zwischen Exzerpten und literarischen Texten weiter präzisieren? Bereits vorliegende Studien, darunter eine textgenetische zu Jean Pauls Lieblingsthemen *Tod* bzw. *Scheintod*, haben gezeigt, dass zwischen sachdienlichem Eintrag und literarischer Textfassung tatsächlich Übertragungen im Gang sind (vgl. Straub und Vince 27–58). Größere Schwierigkeiten bereitet es, die Art des Transfers pointiert zu bestimmen. Da Jean Pauls Exzerprierkunst ihre ‚Quellen‘ radikal kürzt, inhaltlich umgewichtet und neu perspektiviert, da sie ferner die exzerpierten Hefteinträge auf unterschiedlichste Weise weiterverarbeitet und fortlaufend differenziert (vgl. 30–31), drängt sich zwar durchaus der Eindruck auf, es könnten zwischen exzerpiertem Werk und literarischem Text motivische Stoff-Relationen und thematische ‚Zuflüsse‘ festgestellt werden. Wie diese ‚Zuflüsse‘ indes *genau* wirksam werden, ob sie als *Zufluss* überhaupt zureichend beschrieben sind, klärt sich allein im je spezifischen Fall und angesichts einer literarischen Form, die das vermeintlich Zuegflossene wiederholt befremdet. Dies wird dort besonders augenfällig, wo literarisches Schreiben und Exzerprierkunst überdeutlich enggeführt werden, wie beispielsweise in einer Passage aus Jean Pauls spätem Prosatext *Selina*, die sich mit mehreren Exzerpten aus den Jahren 1799 und 1808 in Beziehung setzen lässt. Die Passage lautet:

Wenn ich so sehe, daß eine tote Tierfaser nur ein paar Tropfen Wasser verlangt, damit darin eine kriegende Völkerschaft größerer und kleinerer Tierchen auferstehe – ja wenn ich dürre Heustengelchen, eine bloße Rinde, bloße Holzkohle sich im Wasser zu jagenden, ja zu gebärenden Tieren auflösen sehe und zuletzt, wenn sich im bloßen Regentropfen allein eine Welt von fünf verschiedenen Tierarten gebiert!': so frag' ich, wo ist denn das Versiegen des Lebens denkbar mitten in der Überschwemmung durch zahllose Springquellen desselben, die rings um uns die Erde bedecken [. . .].

Die Ziffer 1 nach dem Wort „gebiert“ verweist auf folgende gelehrte Anmerkung am Fuß der gleichen Buchseite:

Joblot fand (S. Zimmermanns geographische Geschichte der Menschheit B.3) 6 Arten Aufguß (Infusions)-Tiere im Heuaufguß, und in frischem Heu andere als in altem, ebenso viele im Austerwasser, zwanzig Arten im Aufgusse der Eichenrinde. (Auch die lebendige Eiche hegt unter allen Bäumen die meisten Insektenarten) – Ja, nach Dr. Gruithusen (Oberdeutsche Lit. Zeitung 1808 Ok-

tober) entstehen in destilliertem kalten Wasser ohne Fäulnis Aufgußtiere in einem Tage; aber (gegen Oken) nicht der ganze Fleisch- und Pflanzenstoff zerteilt sich in neue Lebendige, sondern der größere Teil bleibt als Schleim für die Nahrung derselben zurück. – Schon Müller und Fabritius beschrieben 390 Gattungen Aufgußtiere [. . .]. (SW 1.6: 1141)

Ausgehend von dieser Fußnote lassen sich in verschiedenen Exzerptbänden vier verschiedene Einträge ermitteln, die in kombinierter Form den Inhalt der Fußnote fast vollständig und nahezu wortgleich wiedergeben.² Der Zusammenhang zwischen den Exzerptheften und dem literarischen Text liegt hier auf der Hand. Beide, so könnte man sagen, treffen sich im Schwellenraum der Fußnote: Unterm Strich sozusagen wird das Wissen der Exzerpte additiv arrangiert, als bilde es dort das epistemische Fundament der Jean Paulschen Romane.

Damit allerdings ist wenig Neues zum Verhältnis von Exzerpt und Literatur zutage gebracht. Denn dieses Verhältnis ist ja im ‚Bühnenraum der Buchseite‘ als Anordnung von literarischem Fließtext und bibliographisch nachgewiesenen Spezialdiskursen offen ausgestellt, als Problem oder Frage der Übersetzung zwischen unterschiedlichen Ordnungen des Wissens und der Schrift in Szene gesetzt. Weiterführend wäre hingegen die Frage, wie Erzählen im Unterschied zur wissenschaftlichen Bezifferung, zum Zählen von *Infusionstieren* etwa, funktioniert; welche erzählerischen Verfahren im Unterschied zur Akkumulation experimenteller Wissensdaten hervortreten und wie sich beide Darstellungsweisen, Erzählen und wissenschaftliche Notation, im wechselseitigen Bezug konturieren.

Stellt man *diese* Frage, so fällt etwa auf, dass die Fußnote ihren Einsatz genau dort hat, wo mittels einer *Zahl* die entsprechenden *Tierarten* unterschieden werden; dort also, wo die literarisch kodierte Szenerie kriegereischer Jagd- und Geburtsszenen ihr mythologisches Register unterbricht und ins klassifikatorische Vokabular einzubiegen scheint. Die hochgestellte Ziffer markiert diesen Wechsel und verknüpft ihn mit einem Aufschreibesystem, in dem das Gesetz der wachsenden Zahl und der damit verbundenen Differenzierung winziger Mikroorganismen vorherrscht. Namentlich genannte Forscher-Subjekte, mehrere an der *Zahl*, unterliegen zusammen mit den akkumulierten Beobachtungen empirischer Daten ihrerseits einer Art additiven Zerteilung.

Von dieser wissenschaftlich ‚objektivierenden‘ Fußnote und ihren Beobachter-Subjekten her fällt das Augenmerk auf jenes emphatisch beschworene *Sehen* des im Fließtext *erzählenden* Ich, ein Sehen, das sich mithilfe der Fußnote als komplexe Interferenz disparater Wahrnehmungsmodi zu erschließen scheint. Wenn dieses Erzähler-Ich „so“ sieht, „daß“ aus toter Materie – aus Tierfaser, bloßer Rinde, bloßer Holzkohle und bloßem Regentropfen – das Leben aufersteht, „so“ fragt es sich, „wo“ ein Ende des Lebendigen überhaupt denkbar wäre. Basierend auf der Fußnote ließe sich dieses „so“ Sehen auf die wissenschaftlichen Notate beziehen, es erwiese sich

dann als Sehen zweiter Ordnung. Im Verweis der Fußnote enthüllte sich dieses vermeintliche Sehen als *Lesen* experimenteller Studien über biologisch-chemische Zerfallsprozesse und darin zugleich als mikroskopisch bewehrtes Sehen, als eines, das mit dem Sehen des unendlich Kleinen zugleich das Medium in Szene setzt, das diesem Sehen Form verleiht.

All dies sagt die Erzählpassage aber nicht explizit, nicht *so*. Buchstäblich dargestellt und von der Fußnote unterschieden ist allein eine Art spekulatives Experiment, das an den Blick des erzählenden Subjekts gebunden ist. Dieses spekulative Experiment entfaltet seine Hypothese wie folgt: Angenommen, das Erzähl-Ich sähe „so“, dass es mit Blick auf bestimmte *bloß* gelegte Dinge sähe, was mit bloßem Auge gar nicht zu sehen ist, dann würde es fragen, „wo“ ein bestimmter Gedanke überhaupt denkbar wäre. Imaginäres Sehen verbindet sich hier mit Möglichkeiten und Grenzen des Denkens, es würde zum *Gedankenexperiment*³ und hätte unterwegs eine Ziffer eingeschoben, die die imaginäre Produktivität mit einer wissenschaftlichen verknüpft. Welche Rolle spielt aber hier die wissenschaftliche Grundierung? Und welchen Effekt hat die Konjunktion von Erzählung und Datenerhebung? Führt nicht gerade der plakative Hinweis auf das *empirische* Experiment die Prinzipien der *imaginären* Versuchsanordnung und deren ganz eigene, im *Argumentieren* und *Erzählen* erzeugte Induktion vor Augen? Diese Induktion des *Erzählens* lässt sich folgendermaßen entfalten: Das Erzähler-Ich setzt die Möglichkeit eines bestimmten Sehens hypothetisch voraus, annouciert dieses Sehen in der Bedingungsformel „wenn“, spielt dieses Sehen hinsichtlich einzelner Fälle durch und zieht dann, „so“, seine Schlussfolgerungen. Mit dem wissenschaftlichen Subtext der Fußnote, seinen Gliederungen und Zahlenkolonnen, teilt dieses Sehen lediglich, was gerade nicht ausschließlich in diesem wissenschaftlichen Diskurs verankert ist: Tierfaser, Rinde, Holzkohle und Wasser sind Objekte der wissenschaftlichen Analyse, sie gehören aber gleichermaßen ins mythische Register der vier Elemente (hier bezogen auf immerhin drei: Feuer, Wasser und Erde). Auch die „fünf“, ausgerechnet eine Zahl, die nicht explizit in der Fußnote aufgeführt ist, hat ihre ganz eigentümlichen Valenzen: Im Vollzug der Erzählung aktiviert die Zahl *fünf* ein ironisches Wortspiel mit der *Quintessenz*, auf welche die *bilanzierende* Frage des Erzählers nach dem Wesentlichen der Sache, dem „wo“ oder Ort des Denkens, ja zuläuft; im Kontext alchimistischer Lehren bezeichnet *Quintessenz* darüber hinaus jene „himmlischen Kräfte, die in den Dingen verborgen sind“ und durch „Destillation ausgezogen“ werden können (Vollmer 1839). *Quintessenz* heißt schließlich das fünfte Element des Äthers, der in der Renaissance als „Prinzip der Belebung“ (Kurdzialek 600) gefasst wird, womit dann diese *fünf* genau dasjenige symbolisch konnotiert, was im erzählten Verlauf als Problem (Tod-Leben) zur Diskussion steht. Mehrfach überdeterminiert entfaltet die Zahl *fünf* poetologische Resonanzen. Das narrative Experiment des Sehens sieht also nicht nur die bezeichneten Objekte, sondern – in der *überschießenden*, mehrstelligen Determinierung – zugleich deren Repräsentation

tionsform, und es stiftet in dieser Repräsentation Anschlüsse an die großen Themen des Erzählens: den Tod, Krieg, das Leben, die Geburt. Im Unterschied zur 390fachen Klassifizierung von Gattungen sprudeln in maßloser „Überschwemmung“ (auch dies zweifellos ein Topos mythischen Ausmaßes) die „Springquellen“ des erzählten Lebens, die im Ausgang der Passage, dort genau, „wo“ etwas nicht denkbar sein soll, eben nicht zum *Gedanken*, sondern zur bildhaften *Vision* von Unsterblichkeit zusammenschießen. In diesen Springquellen werden gezählte Arten nicht mathematisch-chemisch differenziert und beobachtende Subjekte entlang dieser Differenzierungen aufgereiht; diese poetologisch gewendeten „Springquellen“ (niemals versiegender intertextueller Signifikanz) mobilisieren vielmehr fluktuierende Erzählstoffe oder Erzählfasern und erzeugen darin eine Anschauung, die das Zählen im erzählten *Leben* und seinen formlos *flutenden* Sinnbildungen situiert.

Bemerkenswert ist, wie diese Formierung des *Lebens*, von der es so nachdrücklich heißt, dass sie *gesehen* werde, fast beiläufig eine alte rhetorische Funktion aktiviert und dergestalt die eine bestimmte Zahl („fünf“), diese zählbare Bio-Logik des Lebens, konnotierend überlagert: Zwischen Tod und neuerlicher ‚Auferstehung‘ vermittelt die Aristotelische Konzeption der *energeia*, jene Strategie des Vor-Augen-Stellens, die mittels metaphorischer Übertragung „Lebendiges an die Stelle von Nichtlebendigem (Totem, Abstraktem oder Abwesendem) setzt“ und dabei das „Wirklichwerden (des Potentiellen)“ als Formungsprozess eines „Sichbewegenden“ figuriert (Campe 203–04). Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass die metaphorische Vergegenwärtigung nicht lediglich lebendige Dinge *bezeichnet*, sondern „durch die Ersetzung des Lebenden für Nichtlebendes vor- oder nachmacht, wie Sichbewegendes auftaucht, wo keines war“. Lebendig wird die Darstellung selbst in jenem Moment, da sie die bestimmte „Einsetzung des Sichbewegenden an der Stelle des Potentiellen“ aktualisiert (204). Jean Pauls Romanpassage, und darin treibt sie das Prinzip der *energeia* an die Grenze möglicher Formbildung, steigert diese prozessierende Transformation in einen *Exzess* des *Potentiellen* und die darin aufscheinende *Unform*. Dieser Exzess aber, und hier entspringt die epistemologische Pointe des Erzählens im Unterschied zum biologischen Zählen, überträgt sich ausgerechnet in ein Sinnbild, das die maßlos große Menge („Überschwemmung“) als *Unzählbares* („zahllose Springquellen“) – ein Erzählen *ohne Zahl* – in Szene setzt.

III

Zwischen gelehrter Fußnote und Erzähltext hat sich dergestalt ein dritter Raum geöffnet, in dem dasjenige zu finden ist, was beide Darstellungsordnungen, Fußnote und Erzählung, teilen: die Komponenten *Zahl* und *Element*, die auf je unterschiedliche Weise auf die Frage des Subjekts bezogen sind. In dieser Anordnung herrscht dann nicht einfach ein Zufluss von unten nach oben, in dem das *Sehen* der Literatur vom *Beobachten* der experimentellen

Wissenschaften informiert wäre, es wandert nicht einfach szientifisches Exzerptwissen über die Fußnote in die Erzählung, sondern Erzählen und wissenschaftliche Notation avisieren auf je verschiedene Weise ein *Drittes* und bilden dieses Dritte als ihr nicht-identisches Wissensobjekt. Im vorliegenden Fall reflektieren sich mit anderen Worten die Repräsentationsformen des Wissens unter dem Aspekt einer differentiellen und instabilen Gegenstandsbildung. Zu fragen wäre dann nicht, inwieweit sich Literatur auf das diskursive Wissen einer Fußnote bezieht, zu fragen wäre nicht zunächst im Sinne des „Transfermodell[s]“ (Pethes 228) danach, wie Literatur diskursives Wissen verarbeitet und perspektiviert oder diskursives Wissen umgekehrt ästhetische Verfahren zur Geltung bringt, sondern wie unterschiedlich Literatur und diskursives Wissen ein Problem konstruieren, das *beiden* aufgegeben ist. Foucaults Konzept des Wissens ließe sich dazu ins Verhältnis bringen. Denn *Wissen* nach Foucault verkörpert sich ja nicht (allein) in einzelnen Disziplinen oder Institutionen, sondern kreuzt als übergreifende diskursive Praxis die Rationalität verschiedener Aussagesysteme. Wissen ist demnach weder Wissenschaft noch Erkenntnis. Es kann, so schreibt Joseph Vogl,

diverse Fachgebiete durchqueren und dort als Sockel dieselben Regelmäßigkeiten prägen, wie Foucault dies für die Klassifikation der Lebewesen, der Analyse der Reichtümer und der Grammatik im ‚klassischen Zeitalter‘ gezeigt hat. Dieses Wissen unterbricht die scheinbare Dauerhaftigkeit wissenschaftlicher Gegenstände und weist etwa der Naturgeschichte und Biologie unterschiedliche Referenzgebiete zu. Dieses Wissen verläuft über Äußerungsweisen verschiedener Ordnung und Art und erscheint etwa in einem literarischen Text, in einem wissenschaftlichen Experiment, in einer Verordnung oder in einem alltäglichen Satz gleichermaßen. (Vogl 11)

So gesehen könnte man sagen: An der Frage unterschiedlicher Gegenstandsbildung(en) konkretisiert sich die (Dis-)Kontinuität eines Wissens, dessen „scheinbare Dauerhaftigkeit“ auf der Ebene „*wissenschaftlicher* Gegenstände“ (meine Hervorhebung) im Durchgang des *Literarischen* zur epistemologischen Differenzierung ansteht.

IV

Die Frage nach dem Verhältnis von Jean Pauls Exzerpten und seinen literarischen Texten kompliziert sich weiter, bedenkt man, dass direkte Beziehungen (wie die oben beschriebene) zwischen Exzerpt und literarischem Text eher die Ausnahme sind. Häufiger ist der Fall, dass Jean Paul die einmal niedergelegten Einträge in wiederholten Arbeitsgängen revidiert und weiter umschreibt. So wandern etwa Primärexzerpte aus einer thematischen Reihe (die frühen Exzerpte) als nochmals exzerpierte Sekundärexzerpte in eine andere Reihe (*Bemerkungen verschiedener Autoren*) oder kondensieren Sekundärexzerpte innerhalb dieser Reihe zu dreifach potenzierten Tertiärexzerpten

und wandern dann weiter ins Register, wo sie die alphabetisch aufgelisteten Stichworte in Gestalt knapp zugeschnittener Notizen, Sätze oder Satzfragmente unterfüttern (vgl. Straub 3). Jean Paul, das belegen Datierungen, die er selbst „auf der hinteren Umschlagseite“ (Wirtz und Wölfel 287) seiner Exzerptbände eintrug, hat immer wieder in diesen Heften nachgelesen. Nachgelesen sowohl in den Exzerpten wie im Register und den darin gesammelten Exzerpten von Exzerpten von Exzerpten. In zahlreichen Fällen, wo Übertragungen zwischen Exzerpten und literarischem Text sich aufzudrängen scheinen, ist kaum auszumachen, ob die Exzerpthefte direkt oder das kondensierte Register beliehen wurden (vgl. Straub und Vince 33–34). Die Lage verdunkelt sich weiter, wenn verschiedene Exzerpte miteinander verbunden und in dann amalgamierter Form zu Bausteinen der literarischen Umarbeitung werden. Die dynamische Revision hat hier einen so hohen Grad erreicht, dass Herkunftsbeziehungen oder Anleihen bestenfalls auf vage Ähnlichkeiten oder kleinste Wort-Elemente gegründet werden können (vgl. 39–43). Im Zuge dieser Umarbeitungen vollzieht sich nicht nur weitere gedankliche Verknappung und sprachliche Transformation, sondern insbesondere eine fortgesetzte Anonymisierung des Materials: Im Vollzug fortschreitender Verkürzung und Ent-Ähnlichung werden die bibliographischen Hinweise spärlicher oder fallen gänzlich weg. Netzförmig zerteilte und fortwährend bearbeitete Text- und Wissensbrocken inszenieren derart eine Ent-Subjektivierung, deren Streuprinzipien in die literarischen Texte Jean Pauls eindringen und dort die Erzählfunktion empfindlich dezentrieren. Für hermeneutische Lese-Unternehmungen um 1800 wird dies zur prekären Herausforderung. So konstatiert etwa Hegel mit Blick auf Jean Pauls Romane eine ‚Äußerlichkeit‘, in der die chaotisch undifferenzierte Fülle des rezipierten Materials einen Mangel kontrollierender Individualität auf Seiten der Autorfunktion spiegelt:

Ebenso überrascht auch Jean Pauls Humor oft durch die Tiefe des Witzes und Schönheit der Empfindung, ebensooft aber auch in entgegengesetzter Weise durch barocke Zusammenstellungen von Gegenständen, welche zusammenhangslos auseinanderliegen und deren Beziehungen, zu welchen der Humor sie kombiniert, sich kaum entziffern lassen. Dergleichen hat selbst der größte Humorist nicht im Gedächtnis präsent und so sieht man es denn auch den Jean Paulschen Kombinationen häufig an, daß sie nicht aus der Kraft des Genies hervorgegangen, sondern äußerlich zusammengetragen sind. Jean Paul hat deshalb auch, um immer neues Material zu haben, in alle Bücher der verschiedensten Art, botanische, juristische, Reisebeschreibungen, philosophische, hineingesehen, was ihn frappierte, sogleich notiert, augenblickliche Einfälle dazugeschrieben und, wenn es nun darauf ankam, selber ans Erfinden zu gehen, äußerlich das Heterogenste – brasilianische Pflanzen und das alte Reichskammergericht – zueinandergebracht. Das ist dann besonders als Originalität gepriesen oder als Humor, der alles und jedes zulasse, entschuldigt worden. Die wahre Originalität aber schließt solche Willkür gerade von sich aus. (Werke 13: 382)

Die Ordnung und Zusammenhang stiftende „Kraft des Genies“, jene unterstellte Innerlichkeit, die mindestens seit 1770 den ästhetischen Diskurs

dominiert, entleert sich Hegel zufolge in der „Willkür“ einer Komposition, die sich den „augenblickliche[n] Einfälle[n]“ des Gelesenen Buchstabe für Buchstabe ausliefert. „[N]otiert“ wird unterdessen genau dasjenige, was das willkürlich agierende Subjekt „frappiert“, das heißt auf unvorbereitete und nicht vorhergesehene Weise trifft. Im Aussetzen des Subjektiven als einer organisierenden Instanz des Wissens verschreibt sich somit Jean Pauls Produktivität einer Heteronomie, die aus der Fülle aller Bücher ein Archiv des Wissens gewinnt, das in keiner Innerlichkeit des Subjekts erinnert oder repräsentiert werden kann. Vielleicht könnte man sagen, Jean Pauls Exzerpthefte exponieren das Prinzip konstitutiver Iterabilität im Modus einer konkret operierenden Schreibwerkstatt. Umschrift, Verdichtung, Zerteilung, vor allem aber Ent-Ähnlichung und Ent-Autorisierung, mit denen das Exzerpierte vom buchstäblich Vorliegenden, vom Gelesenen als Zitat und vom Autor als dessen bibliographisch belegtem Ursprung schrittweise abrücken, bestimmen diese Schreibpraxis grundlegend. Der triviale Satz, wonach man schreibend die Sprache zitiert, gewinnt mit Jean Pauls diskontinuierlichen Textwelten eine materiale Grundierung, ohne dass Fragen der Textgenese damit geklärt wären oder sich definitiv klären ließen. Wie der Weg vom Gelesenen übers Exzerpt in den literarischen Text verläuft, ob dies ein Weg überhaupt ist, der als Genese beschrieben werden kann, oder ob nicht eher ein Verzweigen statt hat ins arbiträre Geflecht enzyklopädischer Bruchstücke, die mit allen Zeichen der Kontingenz auch in den literarischen Text einfallen, bleibt durchaus offen.

V

Die Frage nach dem Verhältnis von Jean Pauls Exzerpten und seinen literarischen Texten – verengt sie sich auf Fragen der Textgenese und wird sie soweit fündig –, unterstellt aber nicht nur tendenziell lineare Übertragungswege, sie verstellt darüber hinaus eine andere Frage, jene nämlich, ob nicht schon die Exzerpte eine in sich gründende Produktivität in Szene setzen, die nicht lediglich als inventorische Vorstufe zum literarischen Werk, sondern eigenständiges Auf- und Umschreibesystem, als spezifische und spezifisch transformierte Repräsentationsform von Wissen zu beschreiben wäre. Jean Paul selbst hat dieser Darstellungsform von Wissen ein *literarisches* Denkmal gesetzt und sie damit im Feld des Literarischen und aus dessen Perspektive situiert. In seiner kurzen Erzählung „Die Taschenbibliothek“ (SW 2.3: 769–773) aus dem Jahr 1796 begegnet der Pagentanzenmeister Aubin, dessen schillernde Berufsbezeichnung bereits anklingen lässt, dass unter seiner Ägide nicht nur höfische Knaben unterrichtet, sondern Buchseiten (*page*) zum Tanzen gebracht werden. Dieser Aubin, so teilt ein sichtlich irritierter Erzähler mit, „hatte wenig Zeit, wenig Geld, noch weniger Gedächtnis und Bücher: – und doch wußt’ er fast alle auswendig“ (769). Zu diesem Rätsel gesellt sich ein anderes, der seltsam invertierte Umstand, dass Aubin zwar zahllose Fakten und Daten zu reproduzieren vermag, nicht jedoch eine kurze literarische „Historie“ (770), die Minuten zuvor vom Erzähler dargeboten wurde. Der Zu-

sammenhang zwischen außerordentlich gutem Gedächtnis, wo es um „Kenntnisse“ (769) geht, und gleichzeitig schlechtem, sobald *Erzählungen* zu memorieren sind, erhellt angesichts von Aubins Methode der Wissensaneignung und -repräsentation. Aubin liest „Kompendien“ (770) aus den unterschiedlichsten Wissensbereichen, fertigt kurze Exzerpte an und trägt diese in handliche Hefte, seine so genannte „Taschenbibliothek“, ein. Mit deren Hilfe gelingt es, viel zu lesen und einiges zu behalten. Diese Taschenbibliothek erweist sich Aubin zufolge als probate Apparatur des Memorierens:

„[...] Ich fing mir anfangs aus jedem Buche zwei, drei Sonderbarkeiten wie Schmetterlinge aus und machte sie durch Dinte in meinem Exzerptenbuche fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Rekruten aus. Drei Zeilen Platz, mehr nicht, räumt' ich jeder Merkwürdigkeit ein. [...] Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buche bringe, in einem einzigen Tropfen; ich hab' aber dann nach 10 Jahren noch etwas, noch einen Vorteil vom Buche aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese Exzerpten zieh' ich wie Riechwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Vorzimmer, auf dem Tanzboden, und erquicke mich mit einigen Lebenstropfen. Wäre mein Gedächtnis noch schwächer: so läs' ich sie noch öfter. Die Hauptsache ist, daß ich Exzerpten aus meinen Exzerpten mache, und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les' ich sie z. B. bloß wegen des Artikels vom *Tanze* durch, ein anderes Mal bloß über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte oder Register und fülle so das Faß auf Flaschen. [...]“ (771–72)

Die vom Erzähler in *Anführungszeichen* gesetzte Rede Aubins bestimmt diesen als Sammler nicht irgendwelcher repräsentativer Wissensbestände, sondern solcher Kuriositäten, die eingefaltet wie fragile Schmetterlinge zwischen den Buchseiten liegen. Auffällig an dieser Rede ist die gegenläufige Bewegung sprachlicher Funktionen: Während dem (referentiell) Mitgeteilten zufolge Aubins Exzerpte das Exzerpierte auf höchstens drei Zeilen komprimieren, nimmt das Mitteilen dieses Umstands im Vollzug von Aubins *Rede* einen vielfachen Raum in Anspruch. Im Kunstgriff des *Erzählers*, der Aubins Rede direkt zu *zitieren* vorgibt, betritt gerade jene buchstäbliche Opulenz die Bühne der Darstellung, die im Prozess des Exzerprierens notwendig ausgeschieden wird. Diese ausführlich zitierte Rede Aubins ist es dann, in der sich das *in* dieser Rede erläuterte Exzerpieren medial ausgestaltet, in der diese Exzerpierungsmethode unversehens einer anderen, metaphorischen Art des Verdichtens korreliert. Aubin exzerpiert, so sagt dies seine *zitierte Rede*, indem er seine Fundstücke aus ihrem Buchzusammenhang herauslöst und gleichsam aufspießt, sie ding- bzw. *tintenfest* macht und zugleich in eine ganz andere Materie verwandelt. Diese Verwandlung inszeniert sich als sprachliche Performanz, denn Aubins Bücherlese, die den flüchtigen Geist aus den Wissenschaften presst, betreibt Transsubstantiation allein auf der Ebene von Darstellung: Übertragungen haben statt, die sich in witzigen Vergleichen und Metaphern materialisieren. Im Exzerpt enthüllt das Buch seine erlesenen „Sonderbarkeiten“, von ihnen her gewinnt es sein merkwürdiges Selbst und

überträgt sich solcherart präpariert gleichermaßen in „Schmetterlinge“ wie „Rekruten“. Im Schrittwechsel von *Geist*, *Tropfen*, *Riechwasser* und *Lebenstropfen* mobilisiert sich (einmal mehr) die Semantik des *Flüssigen* wie auch diejenige des *Lebens* und (implizit) der *Quintessenz*, die aus dem buchstäblichen Wissen gezogen wird. Das destillierende Verfahren erweist sich im genauen Sinne als sprachliche Übersetzung, in der hehrer *Geist*, der Geist des Wissens, in *Spiritus* überführt, darin gelehrt latinisiert und zugleich diätetisch (alkoholisch) geerdet wird. Die „Hauptsache“ in diesem irreversiblen Prozess sprachlicher Stoffwechsel ist der Prozess selbst („daß ich Exzerpten aus meinen Exzerpten mache“), ist eine fortlaufend sich potenzierende Transformation, in der Aubins „Sonderform der Wissensrepräsentation“ (Schmidt-Hanissa 37) ihre autoreflexive Dynamik gewinnt. Wo gesagt wird, dass „Exzerpte aus Exzerpten“ destilliert werden, transformiert sich zugleich die Sprache, verschiebt sich die Referenz fortlaufend und liest sich die Darstellung zunächst auf ihre genuinen Verdichtungspotentiale hin; Verdichtungspotentiale allerdings, die anders als das prägnante Exzerpt eine Tendenz zur signifikanten (tropologischen) Wucherung aufweisen.

Wie schon im zuvor diskutierten Verhältnis von Fließtext und Fußnote im Roman *Selina* geschieht auch hier die wechselseitige Kommentierung von *Erzählen* und wissenschaftlichem *Exzerpieren*. Wenn nämlich Exzerpieren jene Methode ist, die Fülle des Wissens in zitierbare „Kenntnisse“ zu zerlegen und so fürs Gedächtnis handhabbar zu machen, so wäre Erzählen das Verfahren, nunmehr diese Methode zu erinnern und sie im gleichen Zuge spezifisch zu verschieben. Denn man könnte ja sagen, die Erzählung des Erzählers beobachtet dieses Exzerpieren von „Kenntnissen“, indem sie ihrerseits auf bestimmte Weise exzerpiert: indem sie nämlich die Methode ‚Aubin‘ in Gestalt *zitatierter Redestücke* in Szene setzt. Die „Taschenbibliothek“ beobachtet das Exzerpieren, indem sie, was zwischen dem unförmigen Wissen aller Wissenschaften und Aubins Tasche als bestimmtem Zuschnitt vor sich geht, in der Zitation von subjektiv *gelebten*, durchs Subjekt hindurch gesprochenen Redestücken wiederholt; anders wiederholt und sich aus dieser andersartigen Wiederholung heraus erzeugt. Dabei gewinnt diese ‚subjektive‘ Differenzierung ihre ‚lebendige‘ Distinktion am Material der *hic et nunc* sich manifestierenden *parole* und den darin exponierten Umgestaltungen. Wenn Aubins als Zitat inszenierte Rede seine Exzerpier-Methode als vielfach gestaffelte meta(mor)phorische Destillation von „Lebenstropfen“ darstellt, dann artikuliert sich ‚Leben‘ im Moment der Hervorbringung struktureller Übergänge: in Gestalt *dieser* und *anders* möglicher Formen; wieder als energetisches „Wirklichwerden (des Potentiellen)“ (Campe 203), das im aktualisierenden Vollzug der tropologischen Prägung ein Syntagma erzeugt, das Form-Werdung als heterogene Inszenierung ihrer Möglichkeiten prozessiert.

Auch das ließe sich im Hinblick auf die Relation von Exzerpt und Erzählung lesen: Nicht das Exzerpt wandert schrittweise transformiert in die literarische Erzählung, sondern diese erinnert Exzerpieren als Darstellungs-

verfahren, um gleichursprünglich ein eigenes und eigentümlich komplexes zu entfalten. Wenn Exzerpieren das ‚Rauschen‘ der Wissenschaften dem menschlichen Fassungsvermögen zugänglich macht, so hieße umgekehrt Erzählen ein Verfahren, das im Durchgang des Subjekts dessen Rede exzerpiert/zitiert und in diesem Gang durchs Subjekt die ‚Überschaubarkeit‘ der Repräsentation energetisch destabilisiert. Zitierendes/Exzerpierendes Erzählen erzeugt mit anderen (Aubins) Worten eine Darstellung des Exzerpierens, die den formierenden Zuschnitt des Wissens (ein Exzerpieren „aus allen Wissenschaften“) an die Möglichkeiten weiterprozessierender Formung verweist: Wissen, so zeigt dies exzerpierendes Erzählen in fortlaufender metaphorischer Transformation (als Beobachtung der eigenen Genese), fällt mit keinem der exzerpierenden Zuschnitte zusammen, liefert vielmehr den ‚Beweggrund‘ möglicher Formbildungen. In diesem Zusammenhang wird es kein Zufall sein, dass Aubins Exzerpierungskunst wie auch exzerpierendes/zitierendes Erzählen das Interesse an den schmetterlingshaften „Sonderbarkeiten“ (als Quintessenz des Wissens?) teilen: Der Sonderling Aubin sammelt im wissenschaftlichen Kompendium ausgerechnet das Kuriose, der Erzähler erzählt Aubins kuriose Sammeln. Die wenigen erlesenen, von Aubin ausgewählten „Sonderbarkeiten“ repräsentieren das Wissen nicht in Gestalt seiner ‚wesentlichen‘ Einträge, sondern unterscheiden es in Richtung seiner sonderbaren Ränder. Aubin wie sein Erzähler, und darin artikulierte sich so gesehen eine subjektiv-exzentrische Seite der Exzerpierungskunst wie einer Erzählkunst, die sich für dieses exzentrische Exzerpieren interessiert, repräsentieren Wissen als zutiefst sonderbares.

VI

Ich möchte die dargestellten Ordnungsmuster im Schreiben Jean Pauls, diese Ordnungsmuster im Verhältnis von Exzerpt und literarischem Text, probeweise als *Konstellationen* beschreiben; Konstellationen nicht im Sinne einer vermeintlich bereits *vorliegenden*, sich aus dem *Vorhandensein* bestimmter Faktoren ergebenden Lage; Konstellationen vielmehr im Sinne einer Problematik der Gegenstands*bildung*, die ihre Formationsbedingungen und -verfahren als *hergestellte* Relationen mitbedenkt und in Szene setzt. Wer von der Erde aus in den Himmel blickt, um die Stellung der Sterne zueinander, *Konstellationen*, zu ‚lesen‘, wird zum relativen Beobachter im Verhältnis zum fortlaufend sich verschiebenden Untersuchungsobjekt, und er beobachtet eine rätselhaft strukturierte ‚Fläche‘, die sich nur dann zu erkennbaren Sternbildern konstituiert, wenn in das Streugebiet ordnungsloser Lichtpunkte ein ‚äußerliches‘ Wissen einschießt, wenn signifikante Muster dieses von sich her unspezifische Gebilde als lesbares hervorbringen. *Konstellationen* lenken demnach die Aufmerksamkeit auf konstellierendes Lesen und seine diskursiven Voraussetzungen, sie exponieren eine Gegenstands*bildung*, in der sich Lektüre auf spezifische Weise an anders mögliche Lektüren verwiesen sieht.

Marianne Schuller modelliert (im langen Schatten Walter Benjamins) *Konstellationen*, um eine Gegenstandsbildung zu erproben, in der sich die selbstreflexive Wende des modernen Wissens darstellungsspezifisch auswirkt:

Auf die Öffnung, die mit Kants erkenntniskritischer Reflexion über die Grenzen unserer Vernunft dem Denken zugestoßen ist, haben nicht nur die Philosophie, Wissen und Wissenschaften, sondern auch die Literaturen empfindlich und unterschiedlich reagiert. Unter dem Begriff der „Erfahrung der Endlichkeit“ hat Foucault einen epistemischen Raum konstruiert, der von dem eröffnenden Riß strukturiert ist. Die „Erfahrung der Endlichkeit“ ist es, welche erlaubt, unterschiedlichste Diskurse und Genres über die Grenzen der Disziplinen hinaus in eine Konstellation zu bringen: Die Analytik des modernen Wissens zeigt, daß sich diese Erfahrung am Grund der positiven Wissenschaften ebenso hält, wie sie den Ermöglichungsgrund für Wege der Philosophie und der Literatur bildet. (Schuller 7–8)

Wenn mit Kant die „Grenzen unserer Vernunft“ und damit des Wissens ins Bewusstsein treten, ja wenn sich Foucault zufolge in dieser „Erfahrung“ oder „Analytik der Endlichkeit“ das Bewusstsein als modernes Bewusstsein überhaupt begründet (vgl. Foucault 377–403), dann ist jede Unterscheidung des modernen Wissens (mindestens) nach 1800 von dieser Endlichkeit gezeichnet: Jede diskursive Grenze, die das moderne Denken aufrichtet, jedes „Genre[]“, das Effekt solcher Grenzziehungen ist, aber auch jede „Disziplin“, die den institutionellen Rahmen solcher Grenzziehungen bereitstellt, sind in sich von dem „eröffnenden Riß“ dieser Bedingtheit durchzogen. Gleichursprünglich mit der modernen Wissensproduktion offenbart sich demnach die Grenze ihrer jeweiligen Grenzziehungen: Die „Erfahrung der Endlichkeit“ wird damit zur konstitutiven Unruhe, sie drängt das Wissen zur fortdauernder Selbstüberschreitung, immer hätte das Denken sich selbst als begrenztes zu denken, als möglicherweise ganz anders denkbare Wissen. Der Darstellungsmodus der *Konstellation* verdankt sich diesem epistemischen „Riß“ und setzt ihn zugleich in Szene. Weil die Konstellation ‚andersartige‘ diskursive Zuschnitte herstellt, weil sie vorgegebene Differenzierungen aufnimmt und neu einschreibt, indem sie „unterschiedlichste Diskurse und Genres über die Grenzen der Disziplinen hinaus“ zusammentreten lässt und folglich *mit* dem bestehenden Wissen dieses zugleich überschreitet, zeigt sich dieser Riss genau in dieser ereignishaften ‚Fremd- oder Anders-Zusammen-Stellung‘ des schon Bestehenden. Wo diese Arbeit an den schon gesagten Grenzen, wo diese Anders-Begegnung hergestellt wird, materialisiert sich diese „Erfahrung der Endlichkeit“ in Gestalt der Konstellation: die selbst nicht denk- und darstellbare Grenze des Denkens wird gleichsam kenntlich in der Überschreitung seiner ‚inneren‘, die etablierte ‚Topographie‘ des Denkens strukturierenden Grenzen. In dieser alterierenden Konstellation ‚liest‘ das Denken sich selbst auf sein mögliches Anderes hin, es konfrontiert sich, sofern andere diskursive Aufteilungs- und Kombinationsmöglichkeiten auftauchen, mit dem voraussetzungsvollen Setzungsakt der eigenen Grenzziehungen.

Das Ereignis der Konstellation konkretisiert sich in Schullers Lektürevorgang als bestimmte Perspektivierung, die „eine Anordnung unterschiedlicher Texte und Genres vor[nimmt]“, die „Texte der Literatur, der Wissenschaft, der Philosophie und der Psychoanalyse“ in einem „konstellativen Verfahren“, das heißt: in einem diskontinuierlichen Raum zusammenführt. Die Frage des Erkenntnisobjekts, die Frage desjenigen, der konstellierend liest und darin zugleich das eigene Lesen kommentiert, erfährt unterdessen eine bemerkenswerte Wendung: „Im Unterschied zur theoretischen Metapher des ‚Einflusses‘, die auf empirische Verbindungen und auf die Zeitform der Kontinuität als ‚Fluß der Zeit‘ setzt, spannt die theoretische Figur der Konstellation ein Netzwerk aus, das sich unter dem unumgänglich nachträglichen Blick erzeugt“ (Schuller 10). In dieser Gegenstellung von „Metapher“ und „Figur“ rückt die Rhetorik der wissenschaftlichen Darstellung in den Blick. Während die „Metapher des ‚Einflusses‘“ dort zum Zug kommt, wo „empirische Verbindungen“, das heißt nicht zuletzt literaturgeschichtlich-biographische Daten das verbindliche Tertium bilden, punktuelle Ähnlichkeiten zunächst von Subjekten ausgehen, deren chronologische Kommunikation die Kette der Überlieferung garantiert, „spannt“ die syntaktische „Figur der Konstellation ein Netzwerk aus“, das sich als „nachträgliche[]“ Operation des Bedeutens erweist. Sofern diese „unumgänglich“ ist, zeigt und kommentiert sie aber, was die „Metapher des ‚Einflusses‘“ leugnet: dass jede Lektüre ihren Gegenstand jeweils anders konstruiert, dass ein „durch die Kontinuität des Herkommens und der Tradition“ (Gadamer 63) gesichertes Überlieferungsgeschehen, in dem zu Lesendes gleichsam selbstverständlich Platz findet, keine vorausliegende Gewissheit, vielmehr Voraus-Setzung der Interpretation ist.

Schullers Hinweis auf ein konstellatives Netzwerk, das „sich unter dem unumgänglich nachträglichen Blick erzeugt“, ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Denn was ist dies für ein „Blick“? Er bleibt merkwürdig unbestimmt, ganz auf sich bezogen. Kein menschlicher Agent kommt zum Zug, eher schon eine sich selbst beobachtende Dynamik des wissenschaftlichen Feldes: Die Konstellation „spannt ein Netzwerk, das sich unter dem unumgänglich nachträglichen Blick erzeugt“, als entstammte dieser Blick (zumindest im bestimmten Singular) dem ‚Auge‘ der Nachträglichkeit selbst, wäre sozusagen Wahrnehmungsorgan einer diskontinuierlichen Zeit. Man könnte entsprechend sagen, im offenen konstellativen Netzwerk liest sich das geschichtliche Geschehen auf das Moment seiner fortwährenden, nachträglichen Erzeugung hin. Das je neu und anders Hergestellte des wissenschaftlichen Gegenstandes ist dabei nicht linearer Ausfluss einer feststehenden und vermeintlich durchschauten Vergangenheit, sondern bildet sich nachträglich, aus dem Blick einer ungewissen Zukunft, die sich zusammen mit einer je neu konfigurierten Vergangenheit unausgesetzt bildet. Konstellierendes Lesen wird damit zu einer Erkenntnisarbeit, die an der Grenze des vermeintlich Durchschauten statt hat und sich als *ausstehende* Gegenwärtigkeit der Lektüre und kommende Eröffnung (noch) nicht wahrgenommener Möglichkeiten der

(vergangenen) Erkenntnis artikuliert. Seine Zeit ist nicht die Zeit des Subjekts, das sich als Erkenntnissubjekt gegenwärtig wäre, sondern zielt im Modus des Nachträglichkeit auf eine Struktur, die, mit Samuel Weber gesprochen, „die Identität des Subjekts als eine des Sich-erinnernden Denkens in ihren Grundfesten [erschüttert]“, weil „an die Stelle der abgeschlossenen Vollendung des Immer-schon-gewesen-Seins die unabschließbare Vollendung des Immer-schon-gewesen-Sein-wird“ tritt, so dass die Erkenntnisbewegung des Subjekts im paradoxen Modus „antizipierte[r] Nachträglichkeit“ steht und durch „kein Denken je ganz er-innert werden kann“ (Weber 25–26).

VII

Jean Pauls Textkompositionen leisten eine Erkenntnisarbeit im Sinne der Konstellation, indem sie mit dem Problem der Gegenstandsbildung zugleich die Frage des Subjekts aufwerfen. In der Be- und Erarbeitung von Wissen, die im Vollzug verschiedener Exzerpte-Konstellationen ihre Gegenstände je spezifisch zuschneiden, taucht die Ordnungsfunktion des Subjekts als eine Möglichkeit unter anderen auf: Das autorisierende Subjekt spielt die entscheidende Rolle im vollständig bibliographierten Exzerpt, es schwindet diskontinuierlich im anonymisierten Exzerpt des Exzerpts oder fehlt gänzlich im bruchstückhaft zerteilten Registereintrag. Andere Ordnungsfunktionen werden kenntlich und treten neben jene des Subjekts: Thematisch-konzeptionelle Gliederungen nähern das Verfahren einer wissenschaftsgeschichtlichen Topik, die arbiträr-alphabetische Auflistung stichwortartiger Kategorien unterspült das Subjekt im Modus des Signifikanten. Die Frage der Gegenstandsbildung und des Subjekts zeichnete sich auch in der Konstellation: Erzähltext und Fußnote ab, indem wechselseitig in Szene gesetzte Wissensformen ihre Ordnungsfunktionen und Darstellungsstrategien ausstellen. Die Idiosynkrasien des Erzählens rücken ins Blickfeld, namentlich ein subjektives Ich, das sich zusammen mit medienreflexiven Sprachfunktionen hervorbringt und derart ein ironisches Moment im Wissen als Beobachtung seiner Konstitutionsformen implementiert. Eine solche Beobachtung zweiter Ordnung, die Erzählen ans Subjekt bindet, diesem Subjekt aber die hermeneutische Bindungs-„Kraft des Genies“ (Hegel) vorenthält, gewinnt in der „Taschenbibliothek“ weiter Kontur: Wieder konstellieren sich hier Erzählen und Exzerpieren, und zwar so, dass nun Erzählen im Modus der zitierten Rede eines Anderen ihrerseits eine Art Exzerpt anfertigt. Ein Exzerpt, das sich *durch* die ‚lebendige‘ Rede des Subjekts hindurch formiert; das nicht *in* dieser Rede das enzyklopädische Wissen vom ‚Leben‘ darbietet, sondern die sprachliche Form selber als in sich dynamisierte *Lebensform*, das Subjekt als deren instabile Projektion konstruiert.

Konstellationen bei Jean Paul liefern die diskursiven und medialen Bedingungen differenter Gegenstandsbildungen und in deren Relation die reflexive Betrachtung unterschiedlicher Produktionsformen, ihrer Geltungsan-

sprüche und einhergehender Abschattungen. Betrachtungen vollziehen sich dann nicht mehr allein oder primär aus der Sicht des Subjekts, sondern im diskontinuierlichen Feld des Wissens betrachten sich disparte Wissensformen wechselseitig. Das erinnert an Lessings Ideen-Würfel, der „ohne Plan hin und her“ würfelt, und unversehens „ganz sonderbare Betrachtungen“ entstehen lässt, ohne dass entschieden wäre, wer hier wen betrachtet und ob das wer ein wer überhaupt ist. Die Perspektive des Subjekts, spezifischer: jene Perspektive einer im Vollzug von *Lebensform* hervorgebrachten Erzählinstanz, ist nur eine Facette denkbarer Ordnungsstrategien neben anderen, die sich abseits des Subjekts zur Geltung bringen.

Ein letztes Exzerpt, genauer eine Exzerpte-Konstellation setzt dies in Szene. Es gehört in die Reihe *Bemerkungen verschiedener Autoren*, die zwischen 1780 und 1810 entstanden ist. Eine Art Zufall, vielleicht im Sinne des Lessingschen Würfels, scheint in diese aus dem Jahr 1780 stammende Exzerpte-Reihung einzufallen, die sich auf den ersten Blick dadurch auszeichnet, dass sie augenfällig verdichtet Johann Caspar Lavaters *Physiognomische Fragmente* (1775–78) exzerpiert:

- [1] Wo vorhängende Stirnen, da vorhängende Lippen – bei Kindern ausgenommen. Lavater.
- [2] Aus mererern Silhouetten verständiger Menschen wird die eines Narren. Lav.
- [3] In den grimmigigen Zügen eines, der auf Rache denkt, lass. sich die Züge seines Feindes lesen, den er vor seiner Einbildungskraft hat. L.
- [4] Nach Boerhaave hat der Mensch alle 6. Monate einen anderen Körper; und die verschiedensten Speisen werden doch immer zu einerlei Körper.
- [5] S. Saury : man könnte Knaben zeugen wenn man sich vorher erhitzte; Mädchen, erkältete.
- [6] Wo der Vater noch so dum ist, die Mutter aber ser weise, da werden sicherlich allemal die meisten Kinder ausserordentlich weise sein. Lavater.
- [7] Die Kinder sehen nur dan dem Vater am ähnlichsten, wenn die Mutter eine ser lebhafte Einbildungskraft mit der Liebe zu ihrem Manne od. mit der Furcht vor ihm verbindet. L.
- [8] Ältern mit den kleinsten Nasen bekommen Kinder mit den grösten und ausgezeichnetesten; ab. selten umgekert. L.
- [9] Die Mütter bekommen oft in der zweiten Ehe Kinder, die ihrem ersten Ehemann frappant ähnlich sind. L.
- [10] Die Italiäner erklären die Kinder, die dem Manne ser ähnlichen, für ehebrecherische, weil die Frau unter der schlechten Handlung sich die vielleichtige Dazwischenkunft des Mannes zu tief imaginirte.
- [11] Unehliche Kinder sehen ihren Eltern ähnlicher als ehliche. L.
- [12] Die ämsigsten Mütter sind zugleich die fruchtbarsten
- [13] Die Mütter, die sich während der Schwangerschaft vor Muttermälern und Misgestalten am meisten gefürchtet, bringen die schönsten Kinder zur Welt. L.
- [14] Goropius Becanus behauptete, die ersten Eltern hätten im Paradiese Deutsch geredet.

- [15] Viri per Castorem non jurabant antiquitus: nec mulieres per Herculem; aedepol autem juramentum erat tam mulieribus quam viris commune. Macrob.
- [16] Eine Nation die 12. unbegreifliche Dinge glaubt, ist der *nicht* sonderlich vorzuziehen, die 13. glaubt. Briefe eines reisenden Franz. durch Deut* . . *
- [17] Auf der Leipziger Messe sind 300 Buchhändler *und* der Wert der Bücher, die sie gegen einander vertauschen, ist 500,000 *Reichstaler*. Reisende Franz.
- [18] Die strengen Begriffe *von der Fleischesabtödung* der Calvinisten sind die einzige Ursache, warum sie reicher als die Lutheraner sind. eb.
- [19] Je bessere Christusgesichter, desto mer Glauben an Christus. Fragmente 4 T. S. 435.
- [20] Mit *dem* Steigen und Sinken des Christentums steigt *und* sinkt die Schönheit der Christusgemälde. ebendasselbst.
- [21] Die härtesten Bösewichter sind immer die Untersezten. L.
- [22] Ehe die Muhammedaner nach Mekka reisen, tun sie an ihren Propheten das Gebet: Er möchte sie unterwegs vor widrigen Gesichtern bewahren.
- [23] „Nach 25 Iaren wird die Physiognomik stat der Lere *von der Tortur* zur Kriminalrechtswissenschaft gehören *und man* wird auf Akademien lesen physiognomicen forensem, wie iezt medicinam forensem“. 4 B. Frag. S. 475
- [24] Lavater sucht sich bei Predigten das beste Gesicht aus, worauf er wirkt; bei Kinderleren das schwächste. (Jean Paul, *Bemerkungen verschiedener Autoren*. Vol.1. 27–28)⁴

Angesichts der ungewöhnlichen Kontinuität von Lavater-Bezügen fallen gerade jene Einträge ins Auge, die diesen Zusammenhang unterbrechen. Von ihnen her, es sind historisch wie diskursgeschichtlich höchst disparate, namentlich situierte Materialien von Boerhaave, Saury, Goropius Becanus, Montesquieu, Plato, Quintilian u.a., aber auch vage identifizierte oder anonyme Sentenzen, schärft sich der Blick für eine inhärente Diskontinuität der Lavater-Exzerpte. Auch für diese gilt, durchaus in Übereinstimmung mit ihrem bibliographischen Zuschnitt im vollen Namen, in Namensteilen oder dem gänzlich vereinzelt L-Initial, eine gewisse Tendenz zu ungelösten Brüchen zwischen Verallgemeinerung und Ausnahme, eine Tendenz auch zugunsten logischer Paradoxien. Die erste Sentenz etwa – „Wo vorhängende Stirnen, da vorhängende Lippen – bei Kindern ausgenommen“ – generiert Ähnlichkeit zunächst im wiederholten Signifikanten, umfassend bindend wird sie darum nicht. Die Frage beispielsweise, welche Art von Zusammenhang scheinbar zwingend („[w]o“ – „da“) zu Tage tritt, wenn bei Erwachsenen etwas gilt, was bei Kindern nicht gilt, stellt sich unmittelbar ein, bleibt im gänzlich dekontextualisierten Exzerpt aber offen. Geradezu abgründig aber wird die auffällig in Szene gesetzte Zeichen-Rekurrenz („vorhängende“) *ohne* umfassend zwingende Geltung, bedenkt man, dass in diesem kurzen Satzfragment Irregularitäten schon am physiognomischen *Signifikanten* und seiner systemischen Zu(einander)ordnung, nicht erst auf der Ebene des Bedeutens bzw. der Interpretation ansetzen.

Überraschende Umbrüche gerade hinsichtlich elliptisch unterstellter Begründungszusammenhänge thematisiert auch die zweite Eintragung, wenn sie „mererer[] Silhouetten verständiger Menschen“ in diejenige eines Narren einmünden lässt. Die Koexistenz von radikalem Wandel und eigentümlicher Beständigkeit zeichnet sich dann bei Boerhaave [4] auf durchaus humoreske Weise ab, wenn die umfassende Transformation des ausgezeichneten menschlichen Körpers mit der Persistenz seiner Exkremente kurzgeschlossen wird. Die von Lavater bekanntlich als gesetzmäßig zugrunde gelegte Entsprechung zwischen innerer Veranlagung und äußerer Physiognomie artikuliert sich vorliegend bei Müttern [9], die offenbar im Gefühl der Schuld „in der zweiten Ehe Kinder [bekommen], die ihrem ersten Ehemann frappant ähnlich sind“. Kontrastiert allerdings mit „Italiäner[n]“ [10], die „die Kinder, die dem Manne sehr ähnlichen, für ehebrecherische“ erklären, „weil die Frau unter der schlechten Handlung sich die vielleichtige Dazwischenkunft des Mannes zu tief imaginirte“, verschiebt sich diese hermeneutische Gewissheit Lavaters zum spezifisch bedingten *Performativ*.

Die als direktes Lavater-Zitat in Szene gesetzte Zuversicht, das physiognomische Entzifferungsverfahren werde die Indizienhermeneutik der „Kriminalrechtswissenschaft“ modernisieren [23] und damit zur akademischen Disziplin aufsteigen, wird konterkariert in der unmittelbar folgenden Überlegung [24], ersichtlich kein Exzerpt. Es ist die letzte Lavater-Reminiszenz in der gesamten Konstellation. Lavaters immanente Ungewissheit, die Ungewissheit seiner analytischen Strategie, offenbart sich hier am „besten Gesicht“, das im Rahmen des religiösen Kontextes und gemäß Lavaters physiognomischen Prämissen zugleich das gläubigste ist. Diesem gegenüber predigt der Theologe Lavater seine Lehren, wenn es sich um die erkennbar ‚gut gebildeten‘ Gesichtszüge des Erwachsenen handelt, beim Kind hingegen, wählt er das „schwächste“. Im Verbund der ersten Eintragung [1], die von zwingenden Zeichen-Zusammenhängen ausgerechnet Kinder ausnimmt, erweisen sich aber Kinder als potentielle *Ausnahmeerscheinung* der physiognomischen Semiotik, visuelle Gesichtszeichen als instabiles System. Von solchen Kindern her erschließt sich Lavaters ‚Lehre‘ als eine, die wirksam ist nur im Machtgefüge sozialer Subjekte: Sie ist auf ‚gute‘ Gläubige angewiesen, wo (Gegen-)Kräfte des erwachsenen Subjekts denkbar wären, und (a)dressiert Kinder ohne Subjektstatus, wo die ‚gute‘ Disposition angesichts der kindlichen Ausnahmeerscheinung nicht ohne weiteres ableitbar ist.

In dieser Exzerpte-Konstellation gewinnt Lavaters Physiognomik eine machtvollere Kehrseite: Sie bestimmt sich als *Erziehungslehre*, die zu entziffern vorgibt, was im Zuschnitt einer (theologischen) Hermeneutik des inneren Menschen überhaupt erst entsteht. In „Kinderlernen“ dem „schwächsten“ Gesicht zu predigen, ergibt in diesem Zusammenhang diskursiven Sinn, trägt diese Strategie doch dem Umstand Rechnung, dass sich der deutende Physiognom täuschen könnte (das kindliche Gesicht auf Schwäche also irrtümlicherweise hindeutet), und wahrt sie zugleich dessen Vormacht im Hiatus

unterschiedlicher Kräfteverhältnisse. Dass schließlich inmitten von christlich kodierten Lavater-Referenzen eine über die „Muhammedaner“ [22] eingetragene wird, die dafür beten, dass sie vor „widrigen Gesichtern“ bewahrt werden, situiert Lavaters Physiognomie im disparaten Kontext differenter *Glaubens*-optionen und interpretiert ihre ‚wissenschaftlichen‘ Rationalisierungen vor dem Hintergrund affektiver Gemengelagen.

Was zufällig in die Konstellation eintritt, der abrupte Einfall disparater Exzerpte, ergibt im Zusammenhang der Anordnung eine Einstellung auf Lavaters physiognomische Hermeneutik, die deren Gegenstand, das Gesicht und den Körper des Individuums, als lesbaren und unlesbaren zugleich konstituiert, die mit anderen Worten Gegenstands-bildung als Problem des Nicht/Wissens, deren Zustandekommen als diskursive Produktion in Szene setzt. Dies geschieht, so könnte man sagen, indem die Exzerpte-Konstellation dasjenige an Lavaters Physiognomie *epistemologisch* aus(einander)legt, was diese als *generische* Klassifikation in sich trägt: Der Titel „Fragmente“ wird buchstäblich genommen, und buchstäblich zerlegt werden diese Fragmente im Reigen anderer Bruchstücke. Erst in dieser spezifisch konstellierte Form tritt Bruchstückhaftes nicht allein als verlorene oder noch zu gewinnende Ganzheit in Erscheinung,⁵ sondern erweist sich als konstitutives Moment im Statut des Wissens (über den Menschen).

In diesem Zusammenhang liefert die Frage nach dem Verhältnis von Exzerpt und literarischem Text interessante Beobachtungen. Jean Pauls ironische Reserve gegenüber Lavaters Physiognomik, die sich in seiner Exzerpte-Konstellation angesichts von Lavaters *wissenschaftlichem* Anspruch zuspitzt,⁶ koexistiert mit einer eigentümlichen Faszination, die in seinen literarischen Texten zur Geltung kommt. Auch diese Faszination speist sich ersichtlich aus der Infragestellung der Lavaterschen Prämissen und setzt in unterschiedlichen Bild- wie Textformaten⁷ das Deutungsproblem des Körpers in Szene. Gleichzeitig nutzt sie dieses Problem zur produktiven Entfaltung literarischer Darstellungsformen: Von der Fragwürdigkeit der physiognomischen Semiotik, die verbindliche Referenzen beansprucht, ohne sie anders als willkürlich absichern zu können, profitiert die Radikalität des Jean Paulschen Witzes und mehr noch seines Humors,⁸ die vielfach am Material physiognomischer Körperzeichen die ‚Kopulationskräfte‘ performativ erzeugter Bedeutungs(miß)bildung durchspielen.⁹ Das referentiell entleerte *Körperzeichen*, das frei schwebend auf nichts als sich selbst zu verweisen vermag, wandelt sich derart zum *Zeichenkörper*, der in unterschiedlichste Konstellationen versetzt und je anders aktiviert die Konstitutionsprinzipien von Sinn zu erkennen gibt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich der Bezug zwischen Exzerpten und literarischem Text nur noch ungenau im Vokabular des stofflichen Transfers beschreiben. Was Exzerpte wie Literatur gleichermaßen und je spezifisch austragen – als disruptive Refiguration physiognomischer Diskursstücke oder witzige ‚Kopulation‘ –, zielt vielmehr auf eine Epistemologie der Gegen-

standsbildung im Schauplatz ihrer Repräsentationen. Jean Pauls anhaltendes Interesse an der Physiognomie¹⁰ erscheint in diesem Zusammenhang nicht zufällig. Ist es doch gerade die Physiognomie, die den äußeren und inneren Menschen bündig ‚zusammenzulesen‘ glaubt und damit dem anthropologischen Versprechen vom ‚ganze[n] Mensch[en]‘ (Schings) Nachdruck verleiht. Wo ihre Hermeneutik ins Leere geht, enthüllt sich das kontingente Wissen vom Menschen zusammen mit der Konstruktionsleistung diskursiver Regime. Jean Pauls Exzerpte- und literarische Konstellationen schärfen den Blick für dieses Problem und eröffnen im Zuge diskontinuierlicher Fügungen Darstellungsformen einer wissenskritischen Analyse.

¹Zur Geschichte und Konzeption von *Witz* im 18. Jahrhundert vgl. Knörer.

²Die Exzerpte lauten wie folgt:

„Ioblot sah 6 Arten von Infusionsthierchen in einer Heu Infusion – 6 in Austernwasser – 20 in der Infus. der Eichenrinde – bei frischem Heu Rinde a. Infusionsth. als bei alten. Hill fand in einigen Tropfen abgestand. Regenwass. 5 versch. Thierchen wovon die kleinen den gröss. zur Nahrung dienen.“

Müller und Fabritius zusammen haben 390 Gattungen von Infusionsth. beschrieben.

Holz = Steinkohle, Ruß, Lava, Muschelmarmor, Stinkstein, Granit, Stiele frischer Ros. geben mit destilliertem kalten Wass. infundiert, noch denselben Tag Infusorien – ohne alle Fäulnis. In den meisten Pflanzen = Infusionen hört die Erzeugung der Infusorien schon auf, wenn die Fäulnis eintritt. D. Gruithuisen. O. D. L. Z. 1808. Okt.

Gegen Oken: weder Pflanze noch Fleisch zerfällt ganz in Infusorien. Der größte Theil bleibt zurück; der Schleim daraus dient zur Entstehung und Nahrung der Infusorien.“

Zit. n. Straub und Vince 48. Kursivierte Buchstaben markieren Schreibkürzel bzw. Auslassungen Jean Pauls.

³Zu den Spezifika literarischer Gedankenexperimente vgl. Weigel.

⁴Kursivschrift indiziert Schreibkürzel bzw. Auslassungen, die Zeichenfolge: *...* unlesbare Worte.

⁵So die zeitgenössische (vorromantische) Semantik des ‚Fragments‘. Vgl. Fetscher 555–59. Lavater selbst äußert sich in der „Vorrede“ seiner *Fragmente* entsprechend. Die Fülle der Körper- und Gesichtsphänomene sei zu groß und vielfältig, um vollständig und in Form eines systematisch geordneten Ganzen dargestellt zu werden. *Fragmente* ergeben sich deshalb notwendig aus der Begrenzung eines ohnehin schon großräumig konzipierten Projektes: „Ich verspreche nicht (denn solches zu versprechen wäre Thorheit und Unsinn) das tausendbuchstäbige Alphabeth zur Entziefierung der unwillkürlichen Natursprache im Antlitze, und dem ganzen Aeußerlichen des Menschen, oder auch nur der Schönheiten und Vollkommenheiten des menschlichen Gesichtes zu liefern; aber doch einige Buchstaben dieses göttlichen Alphabeths so leserlich vorzeichnen, daß jedes gesunde Auge dieselbe wird finden und erkennen können, wo sie ihm wieder vorkommen.“ Lavater o. Pag. Die „Zugabe zur Vorrede“ unterstreicht die zukünftige Dimension dieser Art *work in progress*: „Auch kann ich nicht einmal alle die Materien bestimmt genug nennen, womit ich meine Leser unterhalten werde. Was und wie viel in jeden Band kommen, wie viel Bände das Werk ausmachen werde, das läßt sich itzo schlechterdings nicht bestimmen. [...] Sehr vermuthlich aber werden vier Bände das Wenigste seyn, was ich versprechen oder dräuen kann.“ Lavater o. Pag.

⁶Ein Vorbehalt, der in der zeitgenössischen Aufnahme (Lichtenberg, Kant, Hegel) der Lavaterschen Physiognomik keine Seltenheit war. Sie richtete sich gegen „Lavaters Ehrgeiz [...] das Entsprechungsverhältnis zwischen Innerem und Äußerem wissenschaftlich zu begründen“ (Pabst 10) und zielte darauf ab, die hermeneutische Unverfügbarkeit physiognomisch-visueller Zeichen, das heißt ihre Deutungsgewissheit, darzulegen. Genau dieser opake Status

körperlicher Zeichen, der wesentlich darin gründet, dass solche Zeichen nur bildlich (im Holz- und Kupferstich, Schattenriss etc.) zugänglich wurden, trägt ihnen aber jenes ästhetische Potential zu, das die Physiognomik, wo sie wissenschaftsgeschichtlich an Bedeutung verliert, als poetologisch-literarisches Phänomen und hinsichtlich epistemologischer Fragestellungen interessant macht. Bezugspunkt solcher Kritik wie Faszination sind Prozesse disziplinärer Ausdifferenzierung, an die Lavaters auf ‚Naturgeschichte‘ bezogenes Wissenschaftsverständnis nicht mehr anzuschließen war. Vgl. Pabst 9-165. Vgl. ferner Saltzwedel.

⁷ Pabst verweist auf die Figurationen der ‚Mumie‘ und ‚Puppe‘, die in verschiedenen Texten Jean Pauls auftauchen und wiederholt die physiognomische Innen-Außen-Hermeneutik durchkreuzen. Vgl. Pabst 168–228.

⁸ Der komische Zusammenhang, die seltsam versetzte, disproportionale oder „falsche Verkörperung“ (Kommerell 318) im Verhältnis zwischen unendlicher Idee (Geistigem, Vernunft) und endlicher Existenz (Körperlichem, Vergänglichem, Sinnlichkeit) gilt seit Kommerell als Charakteristikum des Jean Paulschen Humors. Vgl. Kommerell; ferner Fleming.

⁹ Jean Pauls berühmte Umschreibung des Witzes in § 44 seiner Vorschule der Ästhetik beginnt bekanntlich folgendermaßen: „Der ästhetische Witz, oder der Witz im engsten Sinne, der verkleidete Priester, der jedes Paar kopuliert, tut es mit verschiedenen Trauformeln.“ Jean Paul. SW 1.5: 173. Zur Auslegung dieser Formel, ihrer sinnkritischen und performativen Dimensionen, vgl. Menke, „Jean Pauls Witz“.

¹⁰ Vgl. die entsprechenden Rekonstruktionen von Och.

Zitierte Literatur

- Campe, Rüdiger. „Form und Leben in der Theorie des Romans.“ *Vita aesthetica: Szenarien ästhetischer Lebendigkeit*. Hg. Armen Avanesian, Winfried Menninghaus und Jan Völker. Zürich, Berlin: diaphanes 2009. 193–211.
- Fetscher, Justus. „Fragment.“ *Ästhetische Grundbegriffe: Historisches Wörterbuch*. Hg. Karlheinz Barck, Martin Fontius und Dieter Schlenstedt. Bd. 2. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2001. 551–588.
- Fleming, Paul. *The Pleasures of Abandonment: Jean Paul and the Life of Humor*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006.
- Foucault, Michel. *Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Trans. Ulrich Köppen. 13th ed. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.
- Gadamer, Hans-Georg. „Vom Zirkel des Verstehens.“ *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Tübingen: Mohr, 1986. 57–65.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. *Werke*. 21 Bde. Hg. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.
- Jean Paul. *Bemerkungen verschiedener Autoren (1780/81)*. Bd. 1. Manuskriptseite 27–28 [V-BVA-01-1780-1781-0521ff.] *Jean-Paul-Portal. Julius-Maximilians-Universität Würzburg*. Web. 28 November 2012. http://www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/index.php?seite=exzerpte/ex5a/01&navi=_navi/f5a.
- . *Exzerpte und Register: Digitale Edition*. Hg. Christian Müller-Clausnitzer, Sabine Straub, Monika Vince und Michael Will. Web. 28 November 2012. <http://www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/>.
- . *Sämtliche Werke*. Hg. Norbert Miller. 6. Aufl. München: Hanser, 1995.
- Knörer, Ekkehard. *Entfernte Ähnlichkeiten: Zur Geschichte von Witz und ingenium*. München: Fink, 2007.
- Kommerell, Max. *Jean Paul*. Frankfurt am Main: Klostermann, 1957.
- Kurdzialek, Marian. „Äther.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. Joachim Ritter. Bd. 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1971. 599–601.
- Lavater, Johann Kaspar. *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. Bd. 1. Leipzig, Winterthur: Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie, 1775.
- Menke, Bettine. „Ein-Fälle aus ‚Exzerpten‘: Die inventio des Jean Paul.“ *Rhetorik als kulturelle Praxis*. Hg. Renate Lachmann, Riccardo Nicolosi und Susanne Strätling. München: Fink 2008. 291–307.
- . „Jean Pauls Witz: Kraft und Formel.“ *DVjs* 76 (2002): 201–213.

- Müller, Götz. „Jean Pauls Privatzyklopädie: Eine Untersuchung der Exzerpte und Register aus Jean Pauls unveröffentlichtem Nachlaß.“ *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 11 (1986): 73–114.
- . „Mehrfache Codierung bei Jean Paul.“ *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 27 (1992): 67–91.
- Och, Gunnar. *Der Körper als Zeichen: Zur Bedeutung des mimisch-gestischen und physiognomischen Ausdrucks im Werk Jean Pauls*. Erlangen: Palm & Enke, 1985.
- Pabst, Stephan. *Fiktionen des inneren Menschen: Die literarische Umwertung der Physiognomik bei Jean Paul und E.T.A. Hoffmann*. Heidelberg: Winter, 2007.
- Pethes, Nicolas. „Literatur- und Wissenschaftsgeschichte: Ein Forschungsbericht.“ *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 28.1 (2003): 181–231.
- Saltzwedel, Johannes. *Das Gesicht der Welt: Physiognomisches Denken in der Goethezeit*. München: Fink, 1993.
- Schings, Hans-Jürgen (Hg.). *Der ganze Mensch: Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. DFG-Symposium 1992. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1994.
- Schmidt-Hanissa, Hans-Walter. „Lesarten: Autorschaft und Leserschaft bei Jean Paul.“ *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 37 (2002): 35–52.
- Schuller, Marianne. *Moderne. Verluste: Literarischer Prozeß und Wissen*. Basel: Stroemfeld, 1997.
- Sprengel, Peter (Hg.). *Jean Paul im Urteil seiner Kritiker: Dokumente zur Wirkungsgeschichte Jean Pauls in Deutschland*. München: Beck, 1980.
- Straub, Sabine. „Zwischen Primärexzerpt und Register: zur Charakterisierung der Exzerptreihe Bemerkungen verschiedener Autoren (Faszikel 5, Reihe 6).“ *Jean-Paul-Portal. Julius-Maximilians-Universität Würzburg*. Web. 28 November 2012. http://www.jean-paul-portal.uni-wuerzburg.de/fileadmin/05010200/user_upload/Mitarbeiter/Will/bva_straub.pdf.
- Straub, Sabine, Vince, Monika. „Wetterleuchtende Demant- und Zaubergarbe – Zur Produktivität des Todes in Jean Pauls Exzerpten und literarischen Schriften.“ *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 39 (2004): 27–58.
- Vogl, Joseph. „Einleitung.“ *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. Joseph Vogl. München: Fink 1999. 7–16.
- Vollmer, Matthias. „Quintessenz.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 7. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. 1838–1841.
- Weber, Samuel. *Rückkehr zu Freud: Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse*. Wien: Passagen, 1990.
- Weigel, Sigrid. „Das Gedankenexperiment: Nagelprobe auf die facultas fingendi in Wissenschaft und Literatur.“ *Science & Fiction. Über Gedankenexperimente in Wissenschaft, Philosophie und Literatur*. Hg. Thomas Macho und Annette Wunschel. Frankfurt am Main: Fischer, 2004. 183–205.
- Will, Michael. „Die elektronische Edition von Jean Pauls Exzerptheften.“ *Jahrbuch für Computerphilologie* 4 (2002): 167–186.
- . „Jean Pauls (Un-)Ordnung der Dinge.“ *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 41 (2006): 71–95.
- Wirtz, Thomas, Wölfel, Kurt. „Editorischer Anhang nebst Einblicken in Jean Pauls Nachlaß.“ *Jean Paul. Ideen-Gewimmel: Texte und Aufzeichnungen aus dem unveröffentlichten Nachlaß*. Hg. Thomas Wirtz und Kurt Wölfel. Frankfurt am Main: Eichborn, 1996. 283–295.

Andrea Krauss
 Johns Hopkins University
 Department of German and
 Romance Languages and Literatures
 3400 N. Charles Street
 Baltimore, MD 21218
 USA
 akrauss@jhu.edu